

Ende einer Erfolgs-Ära

Fragen an den scheidenden Festspielchef in Wunsiedel

Herr Lerchenberg, was werden Sie am meisten vermissen, wenn Sie den Luisenburger-Festspielen nun nach 14 Jahren Ade sagen?

Michael Lerchenberg: Vermissten werde ich sicher diese schöne, einzigartige Bühne. Da hätte es schon noch ein paar Stücke gegeben, die ich hier gerne als Regisseur gemacht hätte. Auch unser Publikum ist ja ein sehr dankbares und begeisterungsfähiges. Das findet man nicht überall.

Was wird Ihnen überhaupt nicht fehlen?

Lerchenberg: Teile der Wunsiedler Kommunalpolitik werde ich sicher nicht vermissen. Diese kleinstädtischen und kleingeistigen Intrigen sind für einen Großstadtmenschen wie mich nur lästig, lächerlich, aber auch unerträglich geworden. Die Stadt Wunsiedel und die Luisenburg hätten da Besseres verdient.

Mit welchem Gefühl schließen Sie am allerletzten Tag die Theaterterre zu?

Lerchenberg: Das fragen Sie mich bitte am 7. August. Aber ich gehe sicher nicht mit Wehmut, sondern stolz. Ich habe viel erreicht hier, die Luisenburg ist wieder ein überregionales Kulturhighlight geworden, wir haben ein topmodernes Theater, unser Rücklagenkonto ist wohl gefüllt, ich hinterlasse einen funktionierenden Betrieb mit hochqualifizierten Mitarbeitern und, wie ich glaube, vielen begeisterten Zuschauern. Mehr als 1,9 Millionen waren das in meiner 14-jährigen Intendanz! Interview: ANDREA HERDEGEN

Grandioser Abschied des „Theatermachers“

Intendant Michael Lerchenberg brilliert in seiner letzten Rolle bei den Luisenburger-Festspielen Wunsiedel

VON ANDREA HERDEGEN

„Der Theatermacher“ zwischen den Luisenburger-Felsen? Ein Kammerstück auf dieser Riesenbühne? Geht nicht, ist der erste Gedanke. In seiner letzten Spielzeit als Intendant der Wunsiedler Festspiele beweist Michael Lerchenberg in der Titelrolle das Gegenteil.

Thomas Bernhards radikale Tirade über das Theater, die Kunst und die Menschen ist eigentlich ein Monolog und braucht den geschlossenen Raum. Dachte man bisher. Regisseur Carl Philip von Maldeghem und Bühnenbildner Thomas Pekny aber haben die Herausforderung gemeistert. Wenn man den Staatsschauspieler Bruscon beobachtet, wie er fassungslos die heruntergekommene Gastspiel-Stätte begutachtet und verächtlich ausruft „Was hier? In dieser muffigen Atmosphäre?“, dann weiß man: Es wird auch in diesem freien Spielraum funktionieren. Für Bernhards Fülle an Bosheiten und Beleidigungen braucht es in Wunsiedel keine Wände.

Rasant brausen Bruscon und seine Truppe (Frau, Tochter, Sohn) auf die Bühne. Das ganze Theater passt in einen Suzuki. Aus ihrem Koben lugen neugierig Emmi, Soja und Tofu, drei echte Schweine. Das gab es in einer „Theatermacher“-Inszenierung noch nie. Immer wieder fallen sie dem großen Bruscon grunzend ins Wort.

Das traut sich niemand sonst. In diesem Stück redet fast nur einer: Michael Lerchenberg lenkt den wilden Wortschwall des Staatsschauspielers mit schneidender Schärfe gegen alles, was er an der Provinz so hasst. Seine fast stummen Mitspieler braucht er dennoch: als Zuhörer. Aus Bernhards Brachial-Monolog hat von Maldeghem ein Ensemblestück geformt, bei dem man über frühere Skandalzeilen heute auch lachen kann.

Mit wehendem Staubmantel schreit der „Theatermacher“ einher, fuch-



Gibt den „Theatermacher“ in Freiluft-Kulisse: Michael Lerchenberg.

Foto: Florian Miedel

telt drohend mit dem Gehstock. Dieser Bruscon ist ein Kotzbrocken, selbstgefällig und herrschsüchtig. Aber auch vernarrt ins Theater, ins perfektionistische Zelebrieren seiner Aufführung. Für ihn bedeutet jeder Kompromiss Verrat an der Kunst. Lebenslang habe er daran gelitten, Schauspieler sein zu müssen. Doch sofort wischt er das Selbstmitleid mit neuem Größenwahn weg.

Lerchenbergs Art, Bruscons Schmähdreden herauszuschleudern, entfaltet atemberaubende Wucht. Und natürlich schwingt auch immer der Streit des echten Theatermachers Lerchenberg mit Teilen der Wunsiedler Kommunalpolitik mit, der ihn ver-

anlasste, seine Intendanz mit dieser Saison vorzeitig zu beenden (*wir berichteten*).

Aggressives Schweigen

Bruscon beleidigt die Provinzler und dazu ein ganzes Geschlecht: die Frauen. Geistlos, minderwertig, ohne Kunstbegriff seien die. Und natürlich kränkt er immerfort seine Lieben. Frau, Sohn und Tochter haben sich vor dem Alles-Niederredner in die wortlose Opposition geflüchtet. Adela Florow hat als Ehefrau keine einzige Zeile Text, schweigt aber unfassbar aggressiv. Als sie dem selbstgefälligen Schwätzer eine Ohrfeige verpasst, erhält sie Szenenapplaus.

Tochter Sarah (Carolin Waltsgott) massiert ihrem Vater gehorsam die Füße, manifestiert ihren Widerstand aber in jedem Blick, jeder Geste. Der linkische Ferruccio (David Zieglmaier), naiv nach Anerkennung heischend, ist seinem Vater noch der treueste Diener. Geschont wird er nicht: „Du bist meine größte Enttäuschung“, sagt ihm Bruscon, „als man meint, er werde ihn liebevoll in den Arm nehmen.“

„Shakespeare. Voltaire. Und ich.“ So ordnet der Egomane sein Werk ein. Wenn er nicht über die Vorzüge der Frittatensuppe schwadroniert, treibt ihn die Sorge um, der örtliche Feuerwehrhauptmann könnte ihm sein Stück zerstören. Am Schluss müsse absolute Dunkelheit herrschen, auch alle Notlichter gelöscht sein. 13 Stück hat Bühnenbildner Pekny an die Bäume gehängt, immer greller leuchten sie in die beginnende Nacht. Als ihm der Wirt des Gasthofs (Alfred Schedl) mitteilt, das mit dem Notlicht-Löschen gehe schon in Ordnung, ist der wortgewaltige Bruscon doch einmal sprachlos. Er hat ein Feindbild verloren.

Mit dieser beeindruckenden Einzelleistung verdeutlicht Michael Lerchenberg in seinem Wunschstück zum Abschied, was die Luisenburger-Festspiele bald verlieren werden. Die Premieren-gäste applaudieren lange.

① Weitere Termine bis 6. August, Karten: Tel. 09232/602162, www.luisenburg-aktuell.de

Ein funky Höllenritt

Trombone Shorty alias Troy Andrews im Erlanger E-Werk



Fette Funk-Sause: Trombone Shorty mit Band im E-Werk. Foto: Rainer Windhorst

So lässt man eine Kuh fliegen: Trombone Shorty verpasste dem voll besetzten E-Werk-Saal eine hoch dosierte Adrenalinspritze.

Die Amerikaner haben bekanntlich ein Imageproblem, und zwar nicht erst seit Donald Trump. Doch so sehr wir bisweilen über die politischen und kulturellen Verhältnisse im einstigen Land der Tapferen und Freien die Köpfe schütteln mögen, in mindestens einem Aspekt sind sie uns bis zum heutigen Tag haushoch überlegen: Sie wissen, wie man eine Party schmeißt. Und Troy Andrews alias Trombone Shorty ist selbst nach US-amerikanischen Verhältnissen ein überirdisch guter Showman.

Die Art und Weise wie der Posunist, Trompeter und Sänger mit seiner Band das Publikum nach allen Regeln der Kunst aufkocht, wirkt genauso routiniert professionell wie absolut authentisch und gefühlsecht. Okay, um gleich mal den einzigen, unvermeidlichen Kritikpunkt an dieser orgiastischen Show loszuwerden: Man muss die Lautstärke nicht so hochfahren, dass die Bassdrum wirkt, wie ein Fausthieb in die Magengrube und die hohen Frequenzen der Bläser die Härchen im Innenohr gnadenlos abrasieren. Ohne Ohrstöpsel ist der Gehörschaden programmiert, doch leider mindern die Dinger nur mal beträchtlich die Klangqualität.

Glücklicherweise beruht die Energie der Band nicht nur auf Lautstärke. Trombone Shorty und seine fünf Musiker haben ihr Powerplay über die Jahre zu beängstigender Perfektion getrieben und durchmischen ihre

moderne Version des New-Orleans-Funk mit fett aufgetragenen Rockgitarren-Riffs, hitzigen, jazzigen Bläsersoli, Hip-Hop-Anleihen, Soul, Blues und jeder Menge musikhistorischer Zitate.

Ausdrucksstarker Solist

Die besten Trombone-Shorty-Songs sind, seien wir ehrlich, nicht von ihm selbst: „On Your Way Down“ und „Here Come The Girls“ etwa, zwei Highlights des 90-minütigen Sets, stammen aus der Feder des legendären Produzenten und Pianisten Allen Toussaint und gehören zum heiligen musikalischen Erbe der „Crescent City“. Doch um Songs im herkömmlichen Sinne geht es hier gar nicht, sondern einfach nur um eine höchst körperliche Energie, um Spaß um des Spaßes willen. Eine Stunde lang klatscht die Band einen Funk-Kracher an den anderen, höchstens getrennt von wilden, virtuosen Unisono-Breaks, bis das Publikum nur noch eine hüpfende, johlende, schweißnasse Masse ist.

Dann erst gönnt sie sich mit einem Slow-Blues eine kleine Verschnaufpause und gibt Troy Andrews Gelegenheit zu zeigen, was für ein gefühlvoller, sensibler, ausdrucksstarker Solist (in dem Fall auf der Trompete) er auch sein kann. Auf der Schlussgerade steigt die Stimmungskurve noch mal steil an, der Chef springt ins Publikum und treibt seine Fans buchstäblich in den Wahnsinn. Und auch, wenn die mörderische Lautstärke nicht zu entschuldigen ist: Böse können wir ihm nach dieser Riesensause nicht sein. PETER GRUNER

Ufo-Landung unter der Akropolis

Die Documenta schließt ihren Ableger in Athen: Experiment mit bitterem Beigeschmack

VON CHRISTA SIGG

Der erste Teil der Documenta in Athen ist zu Ende gegangen – es bleibt ein bitterer Nachgeschmack.

Man kann sich diese Ruhe gar nicht mehr vorstellen. Dabei ist es gerade mal vier Monate her, dass das EMST, Athens Museum für zeitgenössische Kunst, aus dem Tiefschlaf gerüttelt wurde. Die Documenta brauchte Raum, und das 2013 umgebaute Gebäude einer ehemaligen Brauerei bot die idealen Voraussetzungen: Es ist riesig, und es stand quasi leer, weil das Geld für einen adäquaten Betrieb fehlt.

Nach Beendigung des griechischen Teils der Documenta 14 könnte es ganz schnell wieder sehr still werden. Das fällt umso mehr auf, als draußen, wenige Meter entfernt im Umfeld der Metrostation Syngrou Fix, die Hölle los ist. Doch vielleicht passiert ja das, was nicht nur die Handvoll EMST-Mitarbeiter hofft, aber natürlich nie aussprechen würde: Dass die erneute Schließung einfach zu peinlich wäre. Peinlich für eine Stadt, die in der Kunstwelt ausnahmsweise mal ohne die Antike für Aufsehen sorgen konnte. Und peinlich für die Politiker, die es sich nicht nehmen ließen, neben Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier glücklich in die Kameras zu lächeln. Friede, Freude, Baklavas.

Freilich, es redet es sich leicht in Deutschland, das weltweit um sein staatliches Subventionsmodell beneidet wird. Und wer die Demonstrationen am Syntagmaplatz verfolgt, weiß, dass die Griechen ganz andere Sorgen drücken. Eintritt für die Documenta zu verlangen, hat man sich gar nicht erst getraut. Wenigstens sind die Zahlen gut: Um die 300.000 Besucher wurden gezählt. Immerhin 43 Prozent waren Griechen. Ein Viertel der Kunstgänger kam aus Deutschland, was zu erwarten war.

Wie nachhaltig das sein wird? Bis auf eine Kooperation zwischen den Kunstakademien von Athen, Kassel und dem französischen Besançon ist noch nichts bekannt. Die junge Kunstszene der griechischen Metropole war schon vorher ziemlich aufgeweckt, was fehlt, sind potente Sammler. Und offen kritteln will auch keiner der offiziellen Vertreter aus den Museen und Kulturinstitutionen.

Unabhängige Geister wie die Macher der kleinen Athen-Biennale vermissen eine „ehrliche“ Verzahnung der Documenta mit der Stadt. Documenta-Leiter Adam Szyczyk sprach zwar von „gemeinsamen Prozessen“, aber letztlich ist die weltweit wichtigste Ausstellung für zeitgenössische Kunst dann doch wie ein Ufo auf der Akropolis gelandet.

Beim Gastspiel der Griechen in Kassel drängt sich ein vergleichbares Bild auf. Im Fridericianum, dem Herz der Documenta, wollte Szyczyk ursprünglich den Nachlass des Nazi-Kunsthändlers Hildebrandt Gurlitt vorstellen, was bekanntlich nicht geklappt hat. Stattdessen wurde die Ausstellungshalle geräumt, um der nie gezeigten Sammlung des eingangs erwähnten EMST ihren ersten öffentlichen Auftritt zu verschaffen.

Hochkarätige Sammlung

Katerina Koskina, seit 2015 die Direktorin, kann damit endlich beweisen, dass sich diese Kollektion mit Kunst seit den 1960er Jahren nicht verstecken muss, dass der schon fast mythische Jannis Kounellis nicht der einzige ist und das Gros der griechischen Künstler auf der Höhe der Zeit agiert. Wobei viele das Land verlassen haben, vor allem während der Militärdiktatur zwischen 1967 und 1974. Es gibt also selbst für einigermaßen Kunstkundige viel nachzuholen.

Doch diese Einladung hat einen höchst unangenehmen Beigeschmack,

etwas Gönnerhaftes, wie überhaupt dieser Documenta-Einfall in Athen. Da muss man gar nicht so weit gehen wie der ehemalige griechische Finanzminister Yanis Varoufakis, der vom „Elendstourismus“ spricht und von einer „Ausbeutung der Tragödie Griechenlands, um ein Krisenbewusstsein der Documenta-Macher und Besucher zu demonstrieren“.

Die Künstler und Objekte des EMST tauchen noch nicht einmal in den Publikationen der Großausstellung auf. Begründet wird das damit, dass die Werke ja nicht für die Documenta 14 entwickelt wurden, sondern „im Rahmen der Auswahl des EMST“ zu sehen seien. Trotzdem betrachte man diese – was für ein Aberwitz – als „Teil der Documenta“. Wie solche Erklärungen im Sinne des schweigsamen, nie greifbaren Adam Szyczyk gedreht werden, will man gar nicht wissen. Austausch schaut jedenfalls anders aus. Echte Kooperation auch. Und wenn am 17. September die Documenta in Kassel zu Ende geht, stimmen wahrscheinlich die Besucherzahlen. Auch dafür ist Athen gut.



Bei der Performance „Check Point – Prosfygika“ von Ibrahim Mahama aus Ghana sieht man die als Junge für den Welthandel und seine Auswirkungen stehende, die als Sinnbild für den Welthandel und seine Auswirkungen stehen.

Foto: A4720/Angelos Tzortzinis/dpa